

Benedikt

# Nach Ohio

Auf den Spuren der Wäscherin  
Stephanie Cordelier



Roman

**ZYTGLOGGE**

BENEDIKT MEYER  
**NACH OHIO**

Autor und Verlag danken für den Druckkostenbeitrag:



**Burgergemeinde  
Bern**

**SWISSLOS**  
Kultur Kanton Bern

Der Zytglogge Verlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2016–2020 unterstützt.

© 2019 Zytglogge Verlag AG, Basel

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Thomas Gierl

Coverbild: <Westernland> (1883), historische Postkarte

e-Book: mbassador GmbH, Basel

ISBN epub 978-3-7296-2254-8

ISBN mobi 978-3-7296-2255-5

[www.zytglogge.ch](http://www.zytglogge.ch)

Benedikt

# **Nach Ohio**

Auf den Spuren der  
Wäscherin Stephanie Cordelier

Roman

**ZYTGLOGGE**

## Prolog

*Oben der Sternenhimmel, unten das Meer. Beides gigantisch, nachtschwarz und ruhig. Dazwischen ein Schiff, riesengroß und winzig klein, verloren zwischen dem Wasser und dem All. Gemächlich gleitet es durch die Wellen, die Segel schimmern im Mondlicht.*

*Ich sehe sie vor mir, Stephanie, im Innern des Schiffs, wie sie sich auf ihrer Pritsche auf die andere Seite dreht. Wie sie sich wälzt, zur Decke blickt, aufsteht und aus der Koje tappt. Sie klimmt die Treppen hoch, eine, zwei, drei, vier. Tritt an Deck, geht zur Reling, stützt sich mit den Händen auf. Leichter Wind geht. Sie schließt die Augen und atmet aus. Pausiert. Atmet ein. Es riecht nach Salz, nach Holz und nach Metall. Sie öffnet die Augen und lässt den Blick schweifen, über die Sterne und das Meer. Eine Landschaft in Schwarz, Nachtblau und Silber.*

*Da ist sie also: zwischen Oberwil und Ohio, zwischen <nicht mehr> und <noch nicht>. Allein. Alle Geschichten, die sie erlebt hat, alle Menschen, die sie gekannt hat, liegen weit hinter ihr zurück. Was kommen wird, liegt weiter westlich.*

*Stephanie steht an der Reling, lange, blickt hinaus aufs nächtliche Meer, sucht nichts und findet es. Dann dreht der Wind. Die <Westernland> schwankt leicht, die Segel flattern und füllen sich wieder. Stephanie hört die Taue knarren; weit unten schlagen die Wellen gegen den Rumpf. Sie fröstelt. Vorsichtig geht sie die Treppen hinunter, schlüpft zurück ins Bett und schläft wenig später ein.*

Ein Knacken, ein Rauschen, das Tonband läuft. Aus dem Lautsprecher klingt Stephanies Stimme, ihr prononciierter Dialekt und die Moderatorin, die gerade sagt: «Sie sehen ja aus wie ein Röslein!» Ein Röslein? Stephanie weiß, dass sie kein Röslein ist. Sie ist 91 und tut die Aussage mit einem «Jaja» ab. «Bloß das Gehen klappt nicht mehr so gut», fährt die Radiofrau fort, «aber mit so vielen Erinnerungen ist es bestimmt nicht so schlimm, wenn man ans Haus gebunden ist?» – «Nein, schlimm ist es nicht. Und doch würde man lieber mal wieder ausgehen.» – «Etwa noch einmal nach Amerika?», fragt die Moderatorin. – «Ja», antwortet Stephanie, «das wäre mir recht.»

Das wäre mir recht. Ich drücke auf <Stopp> und lege die Kassette beiseite.

Schon immer: Stephanie begleitet mich, seit ich denken kann. Nicht, dass ich ihre Geschichte als kleiner Junge wirklich verstanden hätte. Aber ich bemerkte die Tränchen, die sich in die Augenwinkel meiner Lieblingstanten schlichen, wenn sie von Stephanie sprachen. Wie sich der Klang ihrer Stimmen verfärbte und mit wie viel Bewunderung, Zuneigung und Wehmut sie sich an sie erinnerten. Stephanie: ihre Groß-, meine Urgroßmutter. Die Frau, die damals nach Amerika ausgewandert war. Als 19-Jährige. Allein.

Stephanie zog mich in ihren Bann. Ihre Kindheit, ihre Sehnsucht, ihr Aufbruch. Die jähe Schieflage ihres Schiffs, die knackigen Äpfel von Pennsylvania und Doktor Berchtolds streitlustiger Papagei. Könnte ich Stephanies Zauber erklären, würde er womöglich verschwinden. Zum Glück bin ich weit davon entfernt.

Was ich erklären kann, ist die Sache mit der Kassette. Die verdanke ich meinem Großonkel Paul. Stephanies

jüngster Sohn arbeitete beim Radio, und als sie mit über 80 ihre Erinnerungen zu Papier brachte, fand Paul, das wäre Material für eine Sendung. Also wurde ihr Text an einem Sonntagabend im Januar 1964 im Radio vorgelesen. Und eine Aufzeichnung dieser Sendung lag fünfundzwanzig Jahre später in meinem Kinderzimmer. Zwischen ›Räuber Hotzenplotz‹, ›Fünf Freunden‹ und den ›Drei Fragezeichen‹. Ein Tonband mit einer knapp einstündigen Sendung: zum Einstieg ein kurzes Interview, dann Stephanies Text, immer wieder unterbrochen von etwas Musik.

Mit Jahrgang 1982 habe ich Stephanie um 15 Jahre verpasst. Ihre Geschichte aber hörte ich mir immer wieder an. An freien Nachmittagen, vor dem Zubettgehen oder anstelle der Hausaufgaben. Dann geriet ich in die Adoleszenz und Rahel, Sibylle oder Andrea übten eine direktere Magie auf mich aus. Statt ›Fünf Freunde‹ hörte ich Queen, und Stephanies Tonband lag weit hinten im Regal und verstaubte.

Aus Kassetten wurden CDs, aus CDs MP3-Dateien. Meine Schulzeit verflog, und ich beschloss, das einzige Fach zu studieren, für das ich je ein Talent hatte: Geschichte. Ich zog von meinem Basler Zimmer in eine Berner WG, hörte gescheiterten Leuten zu, schrieb Arbeiten und Referate. Das Studium war beinahe geschafft, als mir die Kassette wieder in die Hände fiel. Die Plastikhülle war inzwischen vergilbt, und ich musste einige Zeit suchen, bis ich ein Radio mit einem Kassettenfach fand. Vorsichtig schob ich das Tonband hinein und drückte auf Play. Da war sie wieder. Und auch der Zauber war zurück.

Nur: Diesmal war da noch etwas Drittes. Etwas holperte, etwas irritierte mich. Nach und nach fielen mir Stellen auf, die nicht stimmen konnten. Wo Informationen fehlten, wo sich Lücken auftaten und Fragen klafften. Ich musste es näher wissen. Ich fragte die Tanten nach

Stephanies Manuskript und begann zu vergleichen. Tatsächlich: Die Frau vom Radio hatte den Text zurechtgekürzt. Sie hatte wichtige Passagen gestrichen, Namen geändert, Orte vertauscht und das komplette Ende gelöscht – aber das war noch nicht mal das Schlimmste.

Was mich viel mehr störte, waren die Zwischentöne. Die Moderatorin sprach mit Stephanie als wäre sie nicht 91, sondern neun. Und ein fast schon ein höhnischer Unterton schwang mit, als sie die alte Frau fragte, ob sie nochmals nach Amerika wolle. Noch schlimmer machte der Radiokomponist die Sache. Er untermalte die Sendung alle paar Minuten mit unfassbar weinerlichem Geigen-Gefiedel und tauchte Stephanies Leben damit in ein Licht, in dem es traurig und tragisch erschien. Dabei sah ich darin so viel Mut, Kraft und Courage!

Ich ärgerte mich und wichtiger noch: Ich wurde neugierig. Konnte ich die Leerstellen füllen? Konnte ich herausfinden, was Stephanie wirklich erlebt hatte? Es begann als Spielerei. Ich suchte nach alten Fotos und klickte mich ein wenig durchs Internet. Dann rutschte ich tiefer und tiefer hinein. Ich studierte Fachbücher, durchstreifte Archive und entzifferte Heirats- und Taufregister. Die Recherche war Detektivarbeit, und Detektivarbeit ist eine Droge. Jeder Fund ist ein Rausch und kein Rausch je genug. Ich stieß auf alte Zeitungen, alte Briefe, alte Bücher. Tiefer und tiefer tauchte ich in Stephanies Zeit – und in das Jahr vor ihrer Geburt.

Denn vieles, was Stephanies Leben prägen sollte, passierte, bevor sie überhaupt zur Welt kam. Alles begann damit, dass Martina Blaser am 22. März 1871 durch tiefen Schnee hinauf nach Kleinklützel stapfte. In dieses abgelegene Dorf in den Jurahöhen, dieses gottverlassene Nest an der Grenze zum Elsass.

## Kleinlützel

*Sommer, Hitze, und die Welt dreht sich wirbelnd im Kreis. Der Rock fliegt und Martina könnte ewig tanzen. Jules, Jules, Jules dreht sie herum, lacht sein Schelmengelächter, macht ein Spitzbubengesicht, kichert, prustet, hebt sie in die Luft, lässt sie zurück auf den moosigen Boden der Lichtung gleiten und greift nach dem Wein. Martina füllt ihre Lungen mit den Gerüchen von Erde, Rinde und Schweiß. Sie krallt ihre Hände in Jules' Locken, er packt und reißt sie an sich. Martina greift seinen Nacken, küsst, küsst, küsst, bis sie beide die Balance verlieren und ins Gras fallen, küsst weiter, gluckst, prustet, rollt über und unter Jules. Ihr Herz pocht frenetisch, die Lippen, die Hände, die Körper, der Sommer, die Lichtung und die Welt wirbeln rasend im Kreis.*

Von Frühling war keine Spur. Es war Ende März, und Martina kämpfte sich schwer schnaufend die Schlucht nach Kleinlützel hoch. Links von ihr strudelte die Lützel talwärts, rechts hing das Eis von den Felsen. Martina presste die Lippen zusammen, verschluckte ein Fluchwort und zerrte ihren Koffer voran. Ihre Hände waren klamm, und der Schnee hatte einen Weg in ihre Schuhe gefunden. Vorwärts! Sie gelangte über eine Kuppe, der Wald endete, die Landschaft weitete sich. Martina blieb stehen und atmete durch. Vor ihr lag eine Senke, an deren Ende sich die Häuser eines kleinen Dorfs aneinanderdrängten. Unmittelbar dahinter erhob sich eine Felswand, ragte wuchtig und drohend über den Dächern auf.

Sie kam an einer lottrigen Mühle vorbei, dann erreichte sie die ersten Häuser. Ein Miststock dampfte, Schweine suchten im Matsch nach Essbarem und eine schäbig gekleidete Alte fütterte Gänse. Martina grüßte und verstand die Antwort nicht. Sie suchte den Weg durch die Gassen und gelangte zur Kirche. Das Pfarrhaus stand gleich daneben, das obere Stockwerk beschädigt und das Dach eingedrückt von der Schneelast. Verdutzt blieb sie stehen und blickte auf das ramponierte Gebäude, als die Tür aufflog und ihr ein junger Mann in wehendem, schwarzem Priesterrock entgegenstürmte. «Martina!»

«Schön, dass du hier bist!», strahlte Gabriel und ergriff ihre Hände. Dann nahm er ihren Koffer und bat seine Schwester ins Haus. Gabriel war selbst erst vor wenigen Wochen angekommen, hatte seine erste Pfarrstelle angetreten und seinen Eltern einen langen und etwas gar feierlichen Brief geschrieben. Darin hatte er erwähnt, dass er nun jemanden brauche, der ihm den Haushalt führe; ob denn nicht eine der Schwestern die Stelle übernehmen wolle. Kurz darauf hatte Martina ihre Sachen gepackt, war

vom Hügelland über dem Bodensee nach Ravensburg hinuntergestiegen und mit dem Zug nach Konstanz, Basel und anderntags nach Laufen gefahren. Sie hatte sich das schmale Seitental nach Kleinlützel hochgemüht und dort kauerte sie nun im lädierten Pfarrhaus vor dem Herd und blies in die Glut.

Wie es denn ums Haus stehe, wollte sie wissen, als sie sich wieder aufrichtete. Gabriel machte eine wegwerfende Handbewegung. «Das wird schon wieder.» Er erkundigte sich nach der Reise, nach den Eltern und Geschwistern und führte Martina durchs Haus. Der untere Stock war unversehrt, oben räumten gerade ein paar Handwerker kaputte Balken weg. Von einem der Fenster aus zeigte er ihr das Dorf. Hier die Kirche, der Krämer, die Post. Da die zwei Wirtshäuser, dort der Weg ins Tal und in der anderen Richtung jener zur Grenze, wo in einigen Kilometern Entfernung das Elsass begann – seit wenigen Wochen deutsches Gebiet. Gabriel drehte sich zu ihr um: «Herzlich willkommen im Dorf.»

Martina war froh, die Reise geschafft zu haben. Sie brachte ihr Gepäck in ihr Zimmer, setzte sich einen Moment auf die Rosshaarmatratze und sah sich um. Es gab viel zu tun. Sie zog trockene Strümpfe und einen zweiten Pullover an, verstaute ihre Sachen und ging nochmals durchs Haus. In der Speisekammer fand sie Kartoffeln, Zwiebeln und etwas Speck. Die Sonne fiel bereits tief durch die Fenster. Sie nahm einige Holzscheite und steckte sie in den Herd.

Martina heizte viel, und doch blieb es frostig. Das Pfarrhaus war zugig und schlecht isoliert, aber noch beißender war die Kälte im Dorf. Sie verstand die Leute auch nach Wochen noch schlecht, kam mit niemandem richtig in Kontakt und fühlte sich verlassen und deplatziert.

«Ausgerechnet einen deutschen Pfarrer mussten sie uns schicken», hörte sie eine Frau am Dorfbrunnen schimpfen.

«Nicht genug damit, dass die sich das Elsass unter den Nagel gerissen haben, jetzt schwäbelt auch noch einer von der Kanzel.»

«Die Kanzel ist mir egal, aber wegen diesen Preußen kann ich mit meinem Käse nicht mehr nach Belfort zum Markt», mischte sich eine Bäuerin ein. «Der François, der war als Zöllner flexibel, und Franc und Franken waren sich gleich. Jetzt sitzt da irgend so ein Hans, tut übertrieben wichtig, und was die Mark wert sein soll, ist jeden Tag etwas anderes.»

«Und das alles, wo das Dorf sowieso vor die Hunde geht», beschwerte sich eine Dritte. «Vorletzten Winter noch saßen unsere Männer daheim, drechselten Holzkugeln und machten einen anständigen Lohn. Jetzt verwenden die Basler Textilfabriken billige Kartonrollen und unsere Männer vertreiben sich die Zeit bei den Wirten.»

Auch Gabriel merkte, dass im Dorf getratscht wurde. Nur nahm er das Gerede nicht persönlich. Mit Anfangsschwierigkeiten hatte er gerechnet, außerdem fand er bald einen guten Draht zum Posthalter, zum <Engel>-Wirt, zum Schattloch-Bauern und zu vielen anderen, die froh waren, dass endlich mal wieder einer sagte, was recht und was Sünde war. Der Pfarrer hatte auch gar keine Zeit, sich den Kopf zu zerbrechen. Er besuchte Kranke, besprach sich mit Ratsuchenden, feierte Messen, leitete die Sonntagsschule und den Kirchenchor und gehörte im Dorf bald dazu. Charismatisch, kantig und bei manchen umstritten – aber genauso ein fester Teil der Gemeinschaft wie der Lehrer, der Metzger oder die Gemeinderäte.

Martina hingegen blieb im Pfarrhaus und putzte. Ständig war sie mit Besen, Lappen und Schrubber beschäftigt und ständig konnte sie wieder von vorn anfangen. Auf die Maurer folgten die Zimmerleute, dann die Dachdecker, Schreiner und Gipser: einer staubiger als der Nächste. Sie bekam keine Luft, der Schnee schmolz,

aber die Schwermut blieb. Sie fühlte sich unter der Kleinlützer Felswand fremd, allein und erdrückt.

Ein Glück, dass es dann eines Tages klopfte.

«Wenn der Familienname so kompliziert ist», schmunzelte der junge Mann, «dann bin ich eben der Jules.» An ‹Cordelier› hatte sich Martina gerade verschluckt, ‹Schül› hingegen bekam sie gerade noch hin und so bat sie den Mann mit den wilden Locken, dem Schalk in den Augen und dem Farbtopf in der Hand herein.

Nach den Reparaturarbeiten hatte das Haus dringend Farbe nötig und der verschmitzt lächelnde Maler erwies sich als sehr viel angenehmere Gesellschaft als die grobschlächtigen Maurer und Zimmerleute der letzten Wochen. Jene hatten die Ruine zur Baustelle gemacht, Jules machte aus der Baustelle ein Haus. Raum für Raum tünchte er die Wände, Stück für Stück machte er die Zimmer bewohnbar.

«Gut, dass die Arbeiten bald vorbei sind», bemerkte Martina bei einer gemeinsamen Pause: «Es ist doch immer schön, wenn man etwas zu einem Ende bringen kann.»

«Aber Mademoiselle», gab Jules zurück, «auch ein Anfang kann seinen Zauber haben.»

Sie verstanden sich – und das wörtlich. Denn der Maler hatte zwar einen französischen Namen und einen ‹Père› aus dem Jura, seine Mama hingegen kam aus dem Schwarzwald, und so konnte Jules Martina nur schon sprachlich ein gutes Stück entgegenkommen. Der Mann aus Basel hatte etwas verspielt Leichtes, bisweilen aber auch etwas Unbändiges und Temperamentvolles. Überdies hatte er einen gesunden Appetit. Genüsslich verschlang er die Krautwickel, Spätzle und anderen süddeutschen Gerichte, die ihm Martina servierte. Die wiederum war vier Jahre älter, bodenständiger, praktischer und ruhiger, und das gefiel Jules. Es gab also gute Gründe, weshalb es zwischen den beiden knisterte. Und außerdem waren da

auch noch Jules' Charme, die Leichtigkeit des Frühlings, der Duft der Wälder und der Wein.

Die Malerarbeiten im Pfarrhaus nahmen überraschend viel Zeit in Anspruch. Dann fand Jules auch in der Kirche noch etliche Stellen, die dringend etwas Farbe benötigten. Und schließlich erledigte er allerhand weitere Arbeiten im Dorf. Es war Sommer geworden, und nach dem klirrenden Winter tänzelte das Leben nun umso unbeschwerter vor sich hin. Jules und Martina sahen sich so oft sie konnten, ohne dass es auffiel. Sie verabredeten sich meist irgendwo außerhalb des Dorfs, erkundeten die Gegend oder spazierten durch den Wald. Dort stießen sie auf eine Lichtung, wo nie jemand hinkam. Die Spechte klopften, die Amseln zwitscherten und der Boden war federnd und weich. Und eines Julimorgens wachte Martina auf, musste sich übergeben und dachte sich noch wenig dabei.

Der Sommer glühte, die Bauern heuten und die Luft war voll Sonne und Spreu. Der Bach war kühl, die Tage waren heiß und abends fegte der Wind über die Wälder. Dunkle Wolkentürme stauten sich auf und entluden sich krachend über dem Tal. Im August verkrochen sich Jules und Martina an einem Gewitterabend ziemlich durchnässt in einer Scheune ins Heu. Dort erzählte sie nervös, angespannt und stockend, dass sie ... nun, also ... dass ... «Jules, ich erwarte ein Kind.» Jules blickte an ihr vorbei. Draußen kehrte die Sonne zurück. Er schaute sie an, lächelte und meinte in pathetischem Ton: «Willst du, Martina Gundula Blaser, den hier anwesenden ...?» Sie bewarf ihn mit Heu. «Kindskopf.» – «Wenn ich es recht sehe, bekommt der Kindskopf jetzt ein Leben lang Spätzle», grinste Jules. Er versuchte, sie zu küssen, aber sie bewarf ihn nochmals mit Heu. «He, wofür war das jetzt?» – «Für <Gundula>. Also wirklich.»

Die Vögel zwitscherten ihren Nach-Regen-Gesang, ein letztes Rinnsal versickerte vor dem Scheunentor. Die beiden verabschiedeten sich mit einem kurzen Kuss, und

Martina spazierte zurück zum Pfarrhaus. Das war es also, dachte sie sich: Sie war schwanger und verlobt. Dabei kannte sie Jules doch noch kaum.

Der Kaum-Bekannte wartete noch einen Moment in der Scheune, dann ging auch er über einen Umweg ins Dorf. Im Gasthaus <Zum Tell> bestellte er sich einen Krug Roten. Das war es also, dachte er sich. Dabei wusste er doch noch kaum etwas von ... und jetzt sollten sie ... «Wirt! Bringt mir doch lieber einen Schnaps, seid so gut.»

Martina brauchte einige Wochen, um die richtigen Worte und den nötigen Mut zu finden. Dann fasste sie sich ein Herz und gestand auch ihrem Bruder, dass sie schwanger war. Gabriel war nicht erfreut. Erst war er wütend, dann angesäuert, dann vorwurfsvoll. Was hatte sie sich bloß dabei gedacht?

Es dauerte einen Moment, bis sein Ärger verrauchte. Und letztlich wusste der Pfarrer ohnehin, was er nun zu tun hatte. An einem Donnerstagabend traute er Jules und Martina in einer kleinen, fast schon geheimen Zeremonie. Sie sahen unsicher aus, dachte er sich, einander zugeneigt, aber unsicher. Martina trug ihr schwarzes Sonntagskleid, Jules einen vom Pfarrer geliehenen Anzug. Der Posthalter und die Frau des Küsters waren als Trauzeugen eingesprungen, ansonsten war die Kirche leer. Nach den Jaworten notierte Gabriel mit markant geschwungenen Ziffern den 28.9.1871 im Eheregister, dann lud er das Paar in den <Engel> zum Essen ein. Anderntags schrieb er einen weiteren Brief an die Familie, berichtete die Neuigkeiten und fragte, ob die nächstjüngere Schwester, Therese, Martinas Stelle übernehmen könne.

Vor der Felswand tanzten die ersten Flocken, der Winter legte sich über das Tal. Der Bach gefror und der Schnee lag dick auf den Häusern. Martinas Bauch wölbte sich, sie spürte erste Tritte, erste Bewegungen und das

aufsteigende Unbehagen vor der Geburt. Weihnachten kam und ging vorüber. Die Tage wurden länger und dann auch wieder etwas wärmer. Therese kam Anfang März und übernahm den Haushalt von der nun schon sehr schwangeren und noch müderen Martina.

Der 22. März 1872 war frühlingshaft. Krokusse bahnten sich ihren Weg und unter den verbliebenen Schneefeldern war das Rieseln des Tauwassers zu hören. In den Ställen muhten die Kühe, und in den Gassen gingen die Leute ihren Geschäften nach. Bloß rund ums Pfarrhaus verlangsamten sie ihre Schritte, drehten die Köpfe und linsten nach den Fenstern, um zu erspähen, woher die Schreie kamen, die aus dem Innern nach draußen drangen. Die Kleinlützlertuschelten, zwinkerten und grinsten. «Wie die Zeit vergeht!», feixte ein alter Knecht. «Ich hätte schwören können, der September sei noch keine neun Monate her!» – «Eine klassische Frühgeburt», antwortete eine Magd trocken, «das passiert in den besten Familien.» – «Ausgerechnet. Uns über die Heiligkeit der Ehe belehren, aber daheim hat er nicht mal seine Schwester im Griff!»

Drinne im Pfarrhaus war von alldem nichts zu hören. Therese strahlte das Neugeborene an, wickelte es in ein Tuch und reichte es seiner Mutter. Stephanie war ein kleines Bündel Mensch: blutig, schreiend und müde. Sie wurde geküsst, bestaunt und gestreichelt. Sie entdeckte ihre Finger, das verschwitzte Gesicht ihrer Mutter und das genügte ihr fürs Erste, und so gähnte sie und gähnte nochmals und schlief wenig später ein.

Jules kam am übernächsten Abend aus Basel zurück. Seit Thereses Ankunft hatte er vermehrt Malerarbeiten in der Stadt erledigt und sich nebenbei nach einer Bleibe für die kleine Familie umgesehen. Nun hatte er in einem Dorf etwas außerhalb ein kleines Häuschen gefunden, sich Geld von der Bank geliehen und es gekauft.

Stephanie schlief gut eingepackt an die Brust ihrer Mutter gepresst, als sich diese einige Wochen später ein letztes Mal nach dem Pfarrhaus umwandte. Dort standen Gabriel und Therese und winkten zurück. Neben Martina schwenkte Jules seinen Hut, und neben ihm saß der Posthalter und gab den Zügeln einen Impuls. Auf der Ladefläche waren eine Wiege, Martinas Koffer, Jules' Malerleiter und ein Korb Wäsche mit Seilen festgezurrt. Die Räder knirschten, die Hufe klapperten und das Fuhrwerk holperte talwärts.

\*

Kleinfützel durchlebte nach der Abreise der jungen Familie eine wilde, eine verworrene, eine unübersichtliche Zeit. Erst nachdem ich mich in die Recherchen gekniet, mich durch Archive und Literatur gearbeitet hatte und ins Dorf hochgefahren war, präsentierte sich mir ein klareres Bild.

Auslöser der Wirren waren die Religion und die beiden Wirtshäuser – der <Engel> und der <Tell>. Ihre Namen passen perfekt, denn wer im <Engel> saß, der war konservativ, hatte sein Herz in Rom und bei Gott und fand, gewisse Dinge seien nun mal Sache der Kirche: Eheschließungen, Begräbnisse, Schulunterricht. Die vom <Tell> hingegen waren liberal. Sie vertrauten auf die Vernunft und den Staat und fanden, die Kirche solle sich gefälligst aufs Beten konzentrieren.

Es war der Schwelbrand des 19. Jahrhunderts: Staat gegen Religion. Der letzte Glaubenskrieg lag in der Schweiz erst 25 Jahre zurück, und die unmittelbar danach verfasste Verfassung verbot nicht nur die Gründung von Klöstern, sie verbannte auch den kompletten Orden der Jesuiten aus dem Land. Denn die Klöster galten als Brutstätten der Konterrevolution, die Jesuiten als staatsgefährdende Radikale, und überhaupt war

umstritten, ob man zugleich richtig katholisch und ein guter Schweizer sein konnte.

Der Konflikt kochte 1872/1873 wieder hoch. Nur standen sich diesmal nicht Katholiken und Protestanten gegenüber, sondern konservative Katholiken (die, die im <Engel> saßen) kontra liberale Katholiken (die, die im <Tell> saßen) plus die Protestanten (die, die in den höchsten Ämtern saßen). Für die Konservativen sah es schlecht aus – und Gabriel war sehr konservativ. Er hatte bei bayrischen Jesuiten studiert, war jung, ungestüm und idealistisch. Und wie viele Idealisten schoss er übers Ziel hinaus. Wäre es nach ihm gegangen, dann hätten Glaube und Kirche das Leben der Menschen bestimmt. Wozu brauchte man einen Staat, wenn man Gott hatte?

Die Realität freilich war eine völlig andere. Im Aargau löste die Regierung die Klöster auf, die Genfer jagten ihren Bischof nach Frankreich, der Bischof von Solothurn floh nach Luzern und der protestantisch dominierte Kanton Bern warf die katholischen Priester kurzerhand aus dem Land. Diese kehrten dann jeweils bei Nacht und Nebel zurück und feierten ihre Messen eben in irgendeiner Scheune oder im Wald. Kleinlützel war eine Solothurner Exklave, mit einer kurzen Grenze zum Elsass und ansonsten umschlossen von Berner Gebiet. Gabriel wurde also zum letzten legal predigenden katholischen Pfarrer in beträchtlichem Umkreis.

Es war eine garstige Zeit, und gerade deshalb ist die Geschichte umso fantastischer, die ich in Röschenz aufgestöbert habe. Röschenz liegt nur eine Stunde zu Fuß von Kleinlützel entfernt, und auch hier floh der Pfarrer über die Grenze. Allerdings erzählte der Dorfpolizist immer lange im Voraus, wie er seinen Sonntag zu verbringen gedachte. So wussten die Kirchentreuen, wo sie ihre Messen abhalten konnten, und der Polizist war sich sicher, dass er niemanden verhaften musste. Denn der kluge Mann hatte begriffen, dass es den Leuten im Dorf am besten

ging, wenn sie miteinander auskamen und Dogmen, Prinzipien und Konflikte den Mächtigen in Bern oder Rom überließen.

Leider fehlte es in Kleinlützel an Geistern von dieser Statur. Im Gegenteil: Die Stimmung kippte ins Giftige. Die liberale Zeitung (und eine andere gab es nicht) verhöhnte Gabriel als «Schweinehirten», «Schwabenkäfer» und Schlimmeres, woraufhin der konservative Posthalter das Blatt mehrere Wochen lang daheim im Ofen verbrannte, statt es an die Abonnenten zu verteilen. Aber auch Gabriel verbreitete nicht nur Rosenwasser und Nächstenliebe. Von der Kanzel aus machte er Stimmung gegen die Liberalen und ihren Staat. Und als dann auch noch der Wirt des «Tell» – ein Liberaler und bekanntermaßen ein Trinker – eines Nachts besoffen in die Lützel fiel und es schaffte, in dem Bächlein zu ertrinken, erklärte Gabriel feierlich vor dem offenen Grab: «Gott gibt und Gott nimmt. Und wie einer lebt, so stirb er halt auch.»

Ritzen, Furchen, Abgründe zogen sich durchs Dorf. Die Leute begannen, sich aus dem Weg zu gehen. «Engel» und «Tell», Kirche und Staat, Ratio und Religion standen sich unversöhnlich und zusehends schweigend gegenüber. Schließlich reichte ein Funke. Eines Nachts waren einige Kirchentreue auf dem Heimweg vom «Engel». Sie waren aufgebracht, aufgeheizt, hatten politisiert und getrunken. Sie kamen an der Gemeindeverwaltung vorbei, einer griff sich einige Steine. Fenster gingen zu Bruch. Der Akt erscheint heute harmlos, aber es war ein gewaltsamer Angriff gegen den Staat. Die Regierung schickte einen Kommissar und drei Polizisten los, um in Kleinlützel für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Raufbrüder, Unruhestifter und Brandredner waren zu verhaften. Der streitlustige Pfarrer stand zuoberst auf ihrer Liste.

Gabriel wurde vorgewarnt. Hastig packten er und Therese ihre Sachen, verriegelten die Kirche und übergaben die Schlüssel dem Küster. Mitten in der Nacht